

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wid' in Breslau.

N. 56.

Mittwoch, den 13. Juli 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] Es ist wirklich gespassig! Es wiederholt haben gewisse Zeitungen bei Besprechung der Prozedur gegen die Gardeoffiziere Schmüßing, welche Gott mehr als einem dummen und verbrechenreichen Vorurtheil geherachtet, sich darüber geärgert, daß hierbei die katholischen Grundsätze über das Duell zu sehr betont würden, da doch schon das fünfte allen christlichen ConfeSSIONen gemeinsame Gebot Mord und Todtschlag verbiete. Nun kommt gar die Bonner protestantische Pastoral-Conferenz und nachdem sie es mit manichfaltigen Windungen und Wendungen glücklich vermieden, eine Verdammungs-Erklärung über das Duell abzugeben, um nicht größere Conflictte herbeizuführen und das Gewissen protestantischer Offiziere zu beschweren, belehrt sie uns, daß die „protestantische Kirche eigentlich eine Klarere, weniger geradezu zu einer neuen Erklärung nöthigende Stellung zum Duell einnehme, als die katholische.“ Die zahme Pastoral-Conferenz hat also eigentlich nicht die Gefälligkeit, die „Klarere Stellung, die etwas sehr unklar geworden, in dem vorliegenden Fall durch eine entschiedene Erklärung zu markiren, obgleich sie wissen sollte, daß die christlichen Grundsätze gerade dann mit Entschiedenheit hervorzuheben und trotz ihrer Klarheit in Anwendung zu bringen sind, wenn sie von welcher Seite auch immer verleßt, verdunkelt und in Frage gestellt werden. Im vorliegenden Falle handelt es sich gar nicht darum, was dieses oder jenes Bekenntniß im Allgemeinen über das Duell lehrt, sondern ob man als Christ verpflichtet sei, Protest gegen eine Mafregel einzulegen, welche sich zu Gunsten von albenen Vorurtheilen sich gegen das treue Bekenntniß eines nicht bloß kirchlichen, sondern, wie man ja so fleißig hervorhebt, ausdrücklichen göttlichen Gebotes richtet und dasselbe abstrafte. Die Frage ist einfach: Darf ein Katholik nicht allermegs seinen Glauben bekennen, wenn er preuß. Gardeoffizier sein will? Ist mit der Freiheit des Glaubens nicht die Verechtigung zu allen öffentlichen Aemtern und Diensten den Katholiken durch Gesetzgebung und Verfassung gesichert? Haben sie ein Recht zu verlangen, daß ihnen dieses Recht in keiner Weise verkürzt werde? Darf endlich ein von der gesunden Vernunft und der göttlichen Offenbarung und Kirchenlehre verurtheiltes Vorurtheil mit seinen

unseligen Folgen über Vernunft, Offenbarung, Christenthum, Kirche und Gewissen gestellt und thatsächlich zu ihrem Nachtheil geschickt werden? — Um Antwort wird gebeten!

Wir haben wiederholt an Thatfachen die rechtswidrige Verdrückung der Katholiken in Schleswig-Holstein nachgewiesen. Daß solche Bloßlegung des Fanatismus manchen Leuten nicht in den Kram paßt, welche denselben nur als „finstere Ausgeburt des kathol. Mittelalters und der kathol. Kirche“ zu kennzeichnen die süße Gewohnheit haben, glauben wir gern. Diesem Aerger geben auch die Schleswig-Holsteinschen Blätter Raum, welche es nicht verwinden können, daß die kathol. Kirche in Schleswig-Holstein „ein Glied der leidenden Kirche“ gewesen sein soll. Wir behaupten noch mehr, indem wir sagen: „Die kathol. Kirche war daselbst bis in die neueste Zeit, soviel es an ihren Gegnern lag, nicht bloß eine leidende, sie war eine verfolgte, möglichst todtschlagene, gewaltsam unterdrückte.“ So lehrt es die Geschichte seit Einführung des Lutherthums daselbst. Wir wollen unsern Widersachern zu etwas besserer Erkenntniß verhelfen. Im J. 1533 bestieg Christian III. den dänischen Thron und wollte seine königliche Gewalt ausdehnen und absoluter Herr werden. Christian berief einen Reichstag und ließ am Tage, wo der Reichstag sich versammelte, alle Bischöfe des Reiches in's Gefängniß werfen. Der Adel, der früher mit der Geistlichkeit den königlichen Religionsneuerungen sich widersehte, ward, wie anderswo, durch die Aussicht auf den Antheil an der Beute der geistlichen Güter gewonnen. Die Pfarrer und Präbste wurden ihrer Stellen entlassen. Das Volk wollte von Religionsneuerungen nichts wissen; daher mußte der vom König berufene Reformator Bugenhagen Vieles von den Ceremonien der kathol. Kirche bestehen lassen, damit das arme Volk die wesentliche Veränderung nicht gleich vermuthen sollte. Die kathol. Kirche konnte hier keinen geistigen Kampf führen, sie wurde einfach durch Gewalt und Betrug erdrückt. Gewaltstreich gegen die Bischöfe, Täuschung des gemeinen Volkes einerseits, Herrschsucht der Könige und Habsucht des Adels andererseits waren die vornehmsten Mittel, deren man sich zur Förderung und Sicherung des Lutherthums bedient hatte. So hat der Griffel der Geschichte geschrieben und

Niemand ist im Stande, diese Thatfachen zu leugnen. Das kathol. Kirchengut, die Kirchen, Schulen, Gemeinden hatten durch Gewalt und Betrug zu sein aufgehört. Der König, der Adel und das Luthertum theilten sich in die Beute. Die treuen Katholiken wurden verjagt, gequält und beraubt.

Der so geschaffene rechtlose Zustand der kathol. Kirche und ihrer Befenner, die auch politisch rechtlos gemacht wurden, blieb bis in die neueste Zeit, wie ähnlich in England, wo ebenfalls die brutale Gewalt das neue Licht des eheblicherischen Königs Heinrich verbreitete. Die Schleswig-Holst. Blätter werden übrigens bei ihrer trassen Ignoranz zugleich geistreich. Eine kathol. Zeitung hatte daran erinnert, daß die Katholiken im Lande die „früheren“ seien, die gewaltsam unterdrückt worden, während Tirol, das man Holstein gegenüberstelle, sich wohl dem Protestantismus verschlossen, aber nicht die Protestanten, welche daselbst nicht vorhanden, ausgemerzt habe. Der Geistreichtum der Schleswig-Holst. Blätter besteht nun darin, daß sie meinen: „Nach dem Grundsatz des „Früherseins“ müßte vorkommenden Falls den „früher“ im Lande hausenden Bären und Wölfen vor der Kulturzucht friedlicher Hausthiere das Feld geräumt oder jenen mit diesen gleicher Raum gegeben werden, weil sie früher da waren.“ Gewiß höchst witzig: die Katholiken mit Wölfen und Bären und die Lutheraner in Holstein mit Rindvieh und anderem Hausgethier zu vergleichen! Allseitiges schönstes Bedanken!

Wie nun wohl kaum mehr zu bezweifeln, wird Dänemark nur zu schwer empfinden lernen, was für Patrone es an der englischen Regierung und den im Schimpfen gegen Deutschland außerordentlich starken englischen Zeitungen hat. Es wird seine Leichtgläubigkeit und die Tollheit seiner Kopenhagener Demokratenpartei nicht bloß mit ganz Schleswig und Holstein bezapfen, sondern noch zulegen müssen. Jedenfalls hat England die Genugthuung, daß, wenn in Folge dessen die deutsche Macht zur See wächst, die dänische abnehmen muß, so daß es immerhin vorläufig wenigstens bei dem Handel noch sein Geschäft macht. Auf politische Ehre kann es dabei England nicht ankommen; die hat es längst durch die infame Politik seiner Regierung verloren. Nachdem Dieselbe im dänisch-deutschen Streit den Mund so voll genommen und die Dänen zu dem Aberglauben britischer Hülfeleistungswilligkeit verleitet, hat sie jetzt, wo der Haß im Pfeffer sitzt, die Friedenspeife angezündet und um der Rolle getreu zu bleiben, im Verein mit Rußland, seinem würdigsten Genossen, in einer Note nach Paris zu verstehen gegeben, es möge Napoleon sich baldigst aus Rom zurückziehen. Natürlich! Der Dritte im Bunde mit England und Rußland, der ganz ehrenwerthe König „Ehrenmann“ mit seiner kirchendiebslustigen Gesellschaft braucht freies Feld und Geld und so lange Frankreich vor der Kirchenthüre steht, können die Eindbrecher nicht in's Heiligthum. Uebrigens macht der Haß die englische und russische Regierung albern, weil sie sonst unmöglich sich die Narrheit einbilden könnten, daß Napoleon — auch bloß aus politischen Gründen — Rom seinen Feinden überlassen und seine eigene Existenz in Frankreich und die seiner Dynastie

unmöglich machen werde. Zu obigem Ansinnen gehört daher absolute Dummheit.

Daß seit der Revolution in Italien ungeheure Massen der werthvollsten Alterthümer und Kunstgegenstände, als Gemälde, Kirchengeschätze u. s. w., ihren Weg nach England genommen haben, ist bekannt. Beim Durchlesen der englischen Parlamentsverhandlungen vom 30. Juni wurden wir wieder hieran erinnert. Bei dem Votum von 97,582 Pfd. Sterl. für Kunst und Wissenschaft wurde das South-Kensington-Museum von mehreren Mitgliedern, theils Irländern, wie Mr. Maguire, Mr. Gregory und Sir G. Bowyer, theils von Tories, wie Mr. Carendish und Mr. Ventind, scharf angegriffen. Sir G. Bowyer sagt unter Andern, er könne sich, so oft er das Museum besuche, nicht des Eindrucks erwehren, daß er in einem Magazin für gestohlene Karitäten sei. Er möchte wohl wissen, von wem die Sänfte des Großherzogs von Toskana herrühre; ob das Museum sie dem Garibaldi abgelaufen habe, und warum sie nicht dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben werde. Eine Antwort hierauf suchten wir vergebens.

In Florenz fängt der löbliche Magistrat wieder an, die Heiligen zu verehren. Die ersten drei Jahre nach der Revolution vom 27. April und der Vertreibung des Großherzogs hat man hier den Schuttpatron St. Johannes den Täufer nicht mehr gebraucht. Da jedoch gerade seit jener Zeit die Zustände immer schlechter werden, so fing man im vierten Jahre der „Befreiung“ wieder an, dem alten Heiligen bei der Jahresfeier der Schlacht von Solferino und San Martino ein wenig zu liebäugeln, was dieser aber nicht gut aufnehmen schien: denn das große Politeama „Vittorio Emanuele“ ging darüber in Flammen auf. Diesen rothen Fingerzeig scheint denn nun unser Magistrat verstanden zu haben: denn heuer hat er dem Täufer die Ehre allein gegeben und im Festprogramme der Solferino-Schlacht mit seiner Silbe erwähnt, worüber die „Nazione“ und „Gazzetta del Popolo“ sich in bittere Seufzer ergossen. Der Magistrat aber hat in corpore und im großen Staat in der Taufkapelle — wie es schien — recht andächtig der gottesdienstlichen Feier beigewohnt, und das Fest wurde dann überhaupt durch schöne Illumination, Feuerwerk, Wettfahren, Wagen-Cours und Musik gemüthlich begangen. Das war viel schöner als das Fest der Piemontesen-Verfassung am 5. Juni: denn da hat man einen getauften Juden aus Berlin, welcher in Santa Trinita Weinwand verkauft, im Kaffeehaus „Italia“ derb durchgeprügelt, weil er in seinem Laden einige gypferne Victor Emanuels mit Vorbeer umwunden hatte.

Der Kampf in Baden, die Pfarrschulen auszurotten und in Staatsdressuranstalten zu verwandeln, ist, wie man schreibt, nichts anderes, als der Krieg der Freimaurerei gegen die Kirche, welcher unter der Firma des „Staates“ geführt wird. Der desfallsige Gesehentwurf, welcher natürlich die „liberale Kammermehrheit“ für sich haben wird, ist erst der Anfang vom Ende, da die Kirche in ihrer Existenz durch ihn bedroht ist. Die Herren sollen bald spüren, was es heißt: „Die Kirche, das Gewissen, die christliche Ordnung und die religiöse

und politische Freiheit zugleich anzutasten!" Die „Seelenveräußerung an den Staat," welche mit den konfessionslosen Staatsschulen begründet wird, ist nämlich ein Angriff gegen die Kirche, welche machtlos gemacht werden soll, gegen das Gewissen, weil kathol. Eltern gezwungen wären, ihre Kinder der Glaubensgefährdung auszusetzen, gegen die christliche Ordnung, welche konfessionslose Schulen im Grunde erschlittern, gegen die religiöse Freiheit, weil bei solchen Staatsschulen mit Schulzwang ohne Unterrichtsfreiheit dieselbe erasirt ist, gegen die politische Freiheit, weil eine Coterie die Freiheit ausbeutet, um die Majorität des badiſchen Volkes zu knebeln und für ihre Zwecke mit Staatshilfe dienſtbar zu machen. Wird das Gesetz der Coterie, welches zugleich eine Aggression gegen das konfessionelle Eigenthum an den Schulen und ihre Fonds ist, genehmigt, so muß der Kampf gegen den die Freiheit erwürgenden Staatszwang entbrennen und mit vollkommener Unterrichtsfreiheit endigen. Dann aber stehen die Staatsschulen leer und die Staatsschullehrer haben Zeit, Deputirte in der badiſchen Kammer zu werden, um sich doch in etwas mit dem „Volkswohl" zu beschäftigen. Es mögen die, welche bei uns die „Pfarrschulen" um gewisser äußerer Vortheile willen aufopfern wollen, sich in Baden etwas orientiren. Dort spielt, was hier einst kommen wird!!

In die Slovakei!

(Fortsetzung von Nr. 54.)

Es ist noch zu früh, als daß mir die Küche, zumal bei dem Umbau des Hauses, eine von den gewünschten Stärkungen gewähren könnte. Was die Gasthäuser im Allgemeinen anbelangt, die auf beiden Seiten der Beskiden und Karpathen fast überall im Besitze der Juden sich befinden, so lassen dieselben allerdings für Leute, die aus civilisirten Ländern kommen, viel zu wünschen übrig; jedoch sind sie nicht unsauberer als jene, welche freilich nur höchst ausnahmsweise auf dem Lande oder in den kleinen Städten den Christen gehören. Dazu kommt, daß die Juden überall deutsch sprechen, sich gegen die hier noch selten vorkommenden Touristen höchst gefällig und artig erweisen und wenn man dessen bedarf, für passables Fuhrwerk und zuverlässige Führer sorgen. Den Reisenden sind sie daher sehr nützlich; im Volke aber soll gerade durch sie der ruinirende Brantweinconsum noch mehr gefördert werden. Mein Wirth erzählt mir viel von den hohen Personen aus Preußen, die bei ihm schon zuweilen eingelehrt wären und seinen guten ungarischen Champagner verkostet hätten. Nachdem sein Freund Ralf in's Zimmer getreten und sich an unserem Tische niedergelassen hat, nimmt das Gespräch alsbald eine universellere Wendung; denn dieser erfreut sich vermöge eines ihm zugehörigen Einspänners der ausgedehntesten Geschäftsverbindungen und ist namentlich im Stande, Pferde im Preise von zehn bis zwölf Gulden zu liefern, die bei allen englischen Sportings den Preis davontreiben müssen. Beide Herren bezeugen mir ein wohlgemeintes Bedauern, daß ich bei so schlechtem Wetter reise, indeß versichere ich, daß mich der saure ungarische Randwein, an welchen ich mich von jetzt ab gewöhnen muß und der immerhin noch einiges Feuer in sich birgt, schon

erwärmt und zur Ertragung neuer Strapazen gekräftigt hat. Da alles Warten vergeblich wäre, so breche ich nach etwa einer Stunde auf, um über den Jablunkapass nach Glatz zu gelangen. Das Thal ist auf dieser Strecke, soviel ich in dem auf der Erde lagernden Gewölke noch zu erkennen vermag, weit ausgebreitet; das Gebirge hat auf beiden Seiten zumeist die Form niedriger Wälle, welche hinter dem eine Meile entfernten Dorfe Mosty näher zusammentreten und den Paß bilden, dessen höchste Erhebung auf 1901 Fuß angegeben wird. Jener eine Fuß ist hier offenbar überflüssig und dürfte weit besser bei der Zugspitze in Baiern Verwendung finden, welche Schachthäut auf 9999 Fuß taxirt. Der Reisende hat die Höhe erreicht, wenn sich ihm zur Rechten ein kleines, auf alten Grundmauern erbautes Schloß befindet. Die Aussicht von dem nahen Hügel soll insbesondere in der Richtung nach Teschen hinlänglich lohnend sein.

Ich bin trotz allem Fußwandelungsvergnügen bald hinter Mosty in einen mächtig großen Plauwagen eingestiegen; denn der Regen strömte noch so stark vom Himmel, daß ich ein schützendes Dach wohl über mir zu vertragen vermag. Da der Kutscher nur polnisch oder eigentlich Slavonisch spricht, ich aber in diesem Idiom so gut wie gar nichts leiste, so vermag ich seine Fragen nur selten zu beantworten und er sieht sich daher genöthigt, seine interessante Conversation theils für sich allein fortzusetzen, theils ganz vergeblich an mich zu verschwenden. An der Seite dieses wackeren Burschen, der mit all seinen Stammesbrüdern die Eigenschaft eines unverlöschlichen Durstes theilt, fahren wir soeben auf der jenseitig sich wiederum abwärts neigenden Straße in das Land hinein,

mit dem von allen Reichen

kein anderes sich läßt vergleichen.

Ist Gottes Hut die Erde, — dann

ist's Ungarland der Strauß daran; (Petöfi.)

und die Slovakei eine der schönsten, mit hineingeflochtenen, wilden Gebirgsblumen. (Fortsetzung folgt.)

Glatz. (Das 500jährige Jubiläum des Todes des seligen Ernestus.) Am 30. Juni waren 500 Jahre verflossen, seitdem der erste Erzbischof von Prag, Ernestus oder Arnstus von Pardubitz, auf seinem Gute Raudnitz in Böhmen gestorben war. Seiner ausdrücklichen Bestimmung gemäß wurde sein Leichnam nach Glatz geführt und daselbst in der Pfarrkirche vor dem Hochaltare feierlich beigesetzt.

Ernestus war unstreitig einer der gelehrtesten, reichsten und frommsten Kirchenfürsten, die je den Bischofsstuhl von Prag geziert haben; dabei ein Mann von der tiefsten Demuth und Bescheidenheit. Nachdem er vom Jahre 1305 bis 1310 die Schule der Hospitaliter zu Glatz, auch Johanniter genannt, welche sich eines bedeutenden Rufes erfreute, vorzüglich um sich die deutsche Sprache anzueignen, deren Kenntniß schon damals zu allen Staatsämtern in Böhmen erforderlich war, besucht hatte, begab er sich auf die Klosterschule zu Braunau, und von da nach Prag. Aber auch hier ward der Wissensdurst des edlen Jünglings nicht befriedigt; er bezog darum die berühmten Universitäten zu Bologna und Padua und widmete sich daselbst durch 14 Jahre den

Wissenschaften mit solchem Eifer und so großem Erfolge, daß er in der Philosophie, Theologie und im canonischen Rechte die Doktorwürde erlangte. So nun befähigt zu allen kirchlichen Aemtern begab er sich nach Avignon, wo damals die Päpste ihre Residenz hatten, und setzte daselbst durch seine hervorragende schöne Gestalt, durch seine Ehrfurcht gebietende Haltung, durch seine große Sprachkenntniß Alle in Staunen. Er war nicht nur mit den biblischen Sprachen, dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen genau bekannt, sondern sprach auch das Deutsche, Französische und Italienische eben so fertig, wie seine Muttersprache, das Böhmisches. Auf die Empfehlung des Papstes Johannes XXII. wurde er zum Kanonikus des Prager Domkapitels, und nach kurzer Zeit, schon 1326, im Alter von 29 Jahren zum Domdechant erwählt. Auch in dieser Stellung eiferte er unermüdet für die Ehre Gottes, kämpfte standhaft für die Rechte der Kirche und nahm von Tag zu Tag an Tugend und Heiligkeit zu. Als daher im Jahre 1342 der Bischof Johann IV. starb, konnte Niemand über seinen Nachfolger in Zweifel sein. Ernestus wurde am 14. Januar 1343 einstimmig zum Bischof gewählt, und bestieg unter dem Jubel des Volkes mit Zustimmung des Königs Johann und zur großen Freude seines Sohnes Karl den bischöflichen Stuhl von Prag. Schon im folgenden Jahre wurde Ernestus — in der Reihe der Prager Bischöfe der acht- und zwanzigste — zum ersten Erzbischof erhoben und mit dem Pallium bekleidet; 1346 wurde er erster Minister Kaiser Karls IV., Fürst und Reichsstand mit dem Rechte den König von Böhmen zu krönen; 1347 erster Kanzler der auf seinen Rath nach dem Vorbilde der Pariser Hochschule von Carl IV. zu Prag gestifteten Universität. — Was er in allen diesen Beziehungen Großes gewirkt und geschaffen, giebt sein Biograph an mit den Worten: „überall ging er voraus, wo es galt die Ehre Gottes, den Glanz der Kirche, das zeitliche und ewige Wohl seiner Kinder. Er gründete neue Kirchen, stellte versallene wieder her und bereicherte sie mit vielen und kostbaren Reliquien, er errichtete Klöster und schützte die Ordensleute, stiftete Armen- und Krankenhäuser, er besetzte die Burgen gegen Uebersälle, umgab ganze Städte mit Mauern und Wällen zum Schutze der Bewohner.“ — In der Folgezeit ernannte ihn Papst Clemens VI. zum Großpönitentiar des apostolischen Stuhles und endlich sandte ihm Urban V. im Jahre 1363 den Purpur. Allgemein bezeichnete man ihn als dessen Nachfolger, als der Herr seinen treuen Knecht zu sich rief, um ihm in der Ewigkeit den Lohn für seine großen Verdienste zu geben.

Unmöglich konnte der 500jährige Todestag eines solchen Mannes mit Stillschweigen übergangen werden. Schon zu Anfang des Septembers vorigen Jahres bei Gelegenheit der Diözesansynode zu Prag wurde Se. Eminenz, der Durchlauchtigste Herr Kardinal und Fürsterzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg, gebeten, das 500jährige Jubiläum des Todestages seiner größten und würdigsten Vorgänger durch Seine hohe Gegenwart zu verherrlichen. Hochderselbe mußte es jedoch dringender Geschäfte wegen ablehnen, und da gegenwärtig auch der Hochwürdigste Herr Weibbischof den kranken Bischof von Leitmeritz in der kanonischen Generalvisitation vertritt, so entsendeten Seine Eminenz den dem Klerus der Grafschaft schon bekannten

und von ihm hochverehrten Herrn Domkapitular, Praeclatus custos etc. etc. Dr. Würfel. Leider wurde auch der erbetene Festprediger, Herr Kanonikus Dr. Prucha durch Krankheit zurückgehalten, weshalb erst wenige Tage vorher der Herr Pfarrer Paquot aus Reinerz von Seiten des Dekanat-Amtes mit der Festpredigt beauftragt wurde.

Einige vierzig Geistliche holten von der Pfarrkirche aus den Herrn Pontifex ab, welcher zunächst der Kanzel gegenüber Platz nahm. Nunmehr bestieg der Vorhingenannte die heilige Stätte und führte in einer 1½stündigen Predigt sein Thema: „Ernestus war groß als Reformator 1) in kirchlicher, 2) in sozialer, 3) in staatlicher Beziehung meisterhaft durch. Er entrollte ein höchst lehrreiches und interessantes Bild der kirchlichen und staatlichen Ereignisse innerhalb der letzten 500 Jahre seit dem Tode des seligen Ernestus und flocht mit großem Geschicke die Begebenheiten der jüngsten Tage hinein, indem er einige hervorragende Züge des wiedererwachenden Glaubensmuthes, der Glaubensfreudigkeit und Opperwilligkeit auf dem Gebiete der katholischen Kirche hervorhob. Sehr gelungen knüpfte er daran die Mahnung an die Zuhörer: sie möchten heut, als an einem Dankfeste, das Hauptbild des seligen Ernestus schmücken mit Kreuzblumen, denn er sei ähnlich dem heiligen Petrus; und möchten sodann als an einem Bittfeste sein Brustbild schmücken mit Herzblumen, denn er sei ähnlich dem heiligen Johannes; und möchten endlich als an einem Gelöbnißfeste sein Fußbild schmücken mit Schwertblumen, denn er sei ähnlich dem heiligen Paulus. Möchte sich der bescheidene Redner bewegen lassen, diese gehaltvolle Predigt dem Drucke zu übergeben; sicher würde aus dem Erlöse derselben ein nicht unbedeutendes Scherflein für das neu zu errichtende Ernesti-Denkmal gewonnen werden. — An die Predigt, welche auf die zahlreich Anwesenden einen mächtigen Eindruck machte, schloß sich unmittelbar das Hochamt, welches von Herrn Kanonikus Dr. Würfel in pontificalibus celebriert und mit dem Te Deum beschlossen wurde. Eine Messe von Haydn wurde recht gut aufgeführt. Bei der herrlichen Resonanz der Kirche schwebten die Töne gleichsam wie Engelsharmonien vom Himmel zur Erde hernieder. — Was nur immer der Frühling an Blumen und Blattwerk hervorgebracht, das war zum Schmucke des majestätischen Gotteshauses verwendet worden. Ganz besonders verdient die schöne Verzierung des Grabdenkmals des seligen Ernestus erwähnt zu werden. Die eisernen Stäbe, womit dasselbe umgeben ist, waren mit Laub- und Blumen-Guirlanden umwunden, welche oben gleichsam eine Decke bildeten, auf welcher die bischöflichen Insignien: Mitra und der doppelte Bischofsstab hervorragten. Innerhalb brannten Wachskerzen und zu den Füßen auf dem großen Messingleuchter, wie täglich bei der Natur, Sonntags Vor- und Nachmittags, die fundirte 6pfündige Kerze. Großer Dank gebührt deshalb dem greisen Stadtpfarrer Herrn Herzig, welcher nicht nur für die so sinnige Ausschmückung des Gotteshauses und die so ansprechende Feier dieses Tages Sorge getragen hatte, sondern der auch den so zahlreich anwesenden Klerus mit gewohnter Gastfreundschaft bei sich aufnahm. Kann Etwas die Liebe und Anhänglichkeit sowohl seiner Pfarrgemeinde als auch seiner Mitbrüder an ihn erhöhen, so ist es gewiß die großartige Feier dieses Festes.

Es ihm beschieden sein, noch vor seiner Sekundiz im Jahre 1866, das neue Ernesti-Denkmal zu enthüllen, wozu der Bildhauer Sanda in Berlin, ein Schüler des berühmten Rauch, bereits einen Voranschlag gemacht hat. — Wie beim Beginn der feierlichen Feierlichkeit, so wurde auch am Schlusse derselben der hochw. Pontifex in Prozession vom Klerus in seine Wohnung begleitet.

Bei der feierlichen Tafel sprach der Stellvertreter Sr. Eminenz und Deputirte des Domkapitels von Prag, nachdem er in gebieterischen Worten die großen Tugenden des sel. Ernestus hervorgehoben hatte, den Wunsch aus: sein immer mehr in Trümmer zerfallendes Grabdenkmal möge recht bald durch ein neues, werthastes ersetzt werden, welches das Andenken dieses seltenen Mannes auf die spätesten Geschlechter fortpflanzen möge, und überreiche zu diesem Zwecke dem Herrn Großdechant der Grafschaft Glatz als Beitrag des Prager Domkapitels die Summe von 300 Gulden. Daran schloß der Herr Prälat von Braunau, gewesener Rector magnificus der Universität Prag, Kommandeur des Franz Josephs- und Ritter, des Preuß. rothen Adlerordens, Dr. J. Rottler, einen Toast auf Seine Eminenz, den hochwürdigsten Herrn Kardinal und Fürsterzbischof von Prag, der, obwohl er dem Raume nach weit von uns getrennt sei, doch gewiß dem Geiste noch heute in Glatz verweilen werde, welcher mit allgemeinem Applaus aufgenommen wurde. Auch dieser allbeliebte hohe Würdenträger hatte im Namen des Klosters Braunau, dessen Gymnasium, wie bereits erwähnt, der selige Ernestus einige Jahre besucht hatte, die reiche Spende von 50 Thalern zu dem projektirten neuen Denkmal beigetragen. Allen Wohlthätern für diesen Zweck war vorausgegangen Seine Eminenz, indem hochdieselbe 500 Gulden gezeichnet hatten.

Zum Schluß möge noch des Umstandes Erwähnung geschehen, der den sel. Ernestus bewogen hat, in der Pfarrkirche zu Glatz seine Ruhestätte zu wählen. Er selbst hat diese Veranstaltung erst am Abende seines Lebens in einer bis zum Jahre 1468 vorhandenen lateinisch abgefaßten Schrift eigenhändig aufgeschrieben. „Als ich — so schreibt er —, ich glaube, es war an einem Sonnabende, mit den übrigen Schulknaben stehend der Vesper beiwohnte, da — während des Magnifikat oder unmittelbar nach der Vesper, unter dem Gesange einer Antiphone — es war, wie ich meine, das Salve Regina — da sah ich auf das Bild der seligen Jungfrau Maria aus dem Hochaltare; aber in demselben Augenblicke wandte die Mutter Gottes, plötzlich und schnell, sehr unwillig und erzürnt ihr Antlitz von mir ab und zeigte mir die hintere Seite des Gesichtes und einen Theil des Rückens zu. Darüber erschrak ich so sehr, daß ich wie niedergedrückt und einen Augenblick fast ohne Besinnung war. Doch bald kam ich wieder zu mir, vermochte es indessen nicht, ohne das größte Entsetzen die mir zugewandte hintere Seite des Gesichtes, Halses und Rückens anzuschauen; denn es schien mir, was ich sah, ganz schmutzig und schimmelig und zerrissen, in einer Weise, wie ich gar nicht beschreiben kann. Als ich die seligste Jungfrau nun in solcher Stellung und in diesem Zustande sah, begann ich sie in der größten Betrübniß meines Herzens inständig zu bitten: sie solle sich doch meiner erbarmen und mir wieder ihre holden Augen zuwenden. Während ich so betete, wagte ich es, auf das

Bild ihres Sohnes zu blicken, um zu sehen, ob auch Jesus sich von mir abgewandt habe. Da ich aber gewahrte, daß er sein Angesicht nicht von mir weggekehrt, so fühlte ich mich einigermaßen getröstet und verharrete vertrauensvoll in meinem vorigen Gebete zur glorreichen Jungfrau: daß sie doch ihre Blicke mir wieder zuwenden wolle. Als ich noch betete, da, nach einer kleinen Weile wandte sie, langsam zwar und etwas zögernd, wie wenn sie noch nicht ganz mit mir zufrieden, aber doch nach und nach, mir ihr Antlitz wieder zu, in demselben Zustande, wie ich es vor ihrer unwilligen Abwendung gesehen hatte. Raun war dies geschehen, so dankte ich eiligst der gloriwürdigen Jungfrau und ging mit den andern Knaben nach Beendigung des Gesanges in die Schule zurück, wo ich aber Nichts von dem Wunder sagte, aus Furcht und Scham, ich möchte für einen großen Sündler gehalten werden.“

Diese eigenhändige Urkunde über die vorstehende wunderbare Erscheinung sollte nach der ausdrücklichen Verordnung des sel. Ernestus die Geistlichkeit in allen Kirchen, Stiften und Ordenshäusern vorlesen und weiter verbreiten. An derselben Stelle, wo er als Knabe diese Erscheinung gehabt hat, soll sich sein Denkmal befinden; auch ist dieselbe auf einem großen Wandgemälde zur linken Seite des Hochaltars, sowie auf einem Bilde, welches sich in den oberen Gängen des Pfarrhauses findet, dargestellt worden. — Daß auch der Himmel sich über dieses seltene Fest gleichsam freute, bewies er durch das herrliche Wetter, welches er demselben spendete, und dadurch den Auswärtigen eine so große Theiligung daran ermöglichte. Möchten alle Festbesucher, und möchte überhaupt ein Jeder, der das Andenken des sel. Ernestus zu erhalten geneigt ist, sich bewogen fühlen, einen milden Beitrag zur Beschaffung eines würdigen Denkmals über oder an seiner Ruhestätte darzubringen. Das hochw. Dekanat- und Vikariat-Amt der Grafschaft Glatz zu Eberdorf bei Habelschwerdt, sowie das Pfarramt zu Glatz werden auch das kleinste Scherflein mit Dank entgegennehmen.

Schule der Weisheit.

[Ein sonderbares Zusammentreffen.] Im J. 1740 hatte ein Engländer seinen Bekannten aus Bosheit und Rachsucht umgebracht. Um der Strafe zu entgehen, entfloh er nach Frankreich; aber vergebens. Denn sein Gewissen strafte ihn zehnfach; wachend und schlafend sah er den Ermordeten im blutigen Hemde, mit seinen Wunden, vor sich stehen. Nachdem er zwanzig Jahre lang die meisten Länder Europa's durchwandert hatte, zog ihn das Heimweh in sein Vaterland zurück, und er beschloß, unter verändertem Namen wieder dahin zu ziehen. Dies glaubte er desto eher thun zu dürfen, da Sonne, Alter und Witterung seine Farbe und Gesichtszüge sehr verändert hatten. „Ich werde mich an einem einsamen Orte zurückgezogen halten“, dachte er, „dort kann ich auch die Ruhe meiner Seele finden.“ Doch steh, welches sonderbare Zusammentreffen! Gerade an dem nämlichen Abende, als er aus einem Schifflein an's Land stieg, nicht weit von derselben Stelle, wo er seinen Bekannten ermordet hatte, und von wo aus er sich mit einer Landkutsche tiefer in's Land hinein zu begeben gedachte, denselben Abend, in

tiefer Dämmerung hörte er rufen: „Haltet, haltet ihn auf! — hier ist er!“ Auf diesen Ruf fing er an, mit aller Kraft zu laufen, und ein großer Pöbelhaufen hinter ihm her. Er wurde bald eingeholt und ergriffen. „Ja, ja!“ rief er voll Angst, „ich bin es gewesen; ich bekenne die That — ich bin der Unglückliche, der sie gethan hat.“ Das Volk wollte ihn nach diesem Geständnisse sogleich dafür abstrafen, und ihn tüchtig durchbläuen, damit er das Gestohlene herausgebe. „Ich habe ja nichts gestohlen,“ sagte er, „und wenn ich ihn ermordete, habe ich ihn ja doch nicht berauben wollen!“ Jetzt sah der Pöbel erst, daß es den Unrechten erwischt hatte. Man hatte diesen Menschen für einen Taschendieb gehalten, weil er so schnell lief, und soeben ein Taschendiebstahl verübt worden war. Jetzt aber meinte man, er sei ein Verrückter; denn es kam ihnen sein Betragen etwas seltsam vor; auch wußte Niemand etwas von einem Morde. Da war aber ein alter Mann zugegen, der sich allein an jenen Mord erinnern konnte. Dieser verlangte daher, man sollte diesen Menschen zur Untersuchung dem Gerichte übergeben. Wirklich wurde er zum Stadtrichter gebracht. Der Schulbige gestand seine Missethat; das Geständniß wurde aufgenommen, zu Papier gebracht, und das Urtheil gefällt, daß er gehängt werde. Unter dem Blutgerüste noch erklärte er, dieser Tag seiner Hinrichtung sei der glücklichste seines Lebens, weil er ihn von aller Angst über die Ermordung seines Freundes erlöste, der ihn geliebt habe, und dem er so viel Gutes schuldig gewesen sei! (Nach Löhr.)

Das Weihwasser.

(Von Bernard Wörner, Official in Bamberg.)

Nur noch wenige Stammgäste saßen in der kleinen Schenke des dichtungswaldeten Dorfes H., welches gleichsam den Schlüssel zum Herzen des majestätischen Speßart's bildet, im Herbst des Jahres 1848 beisammen und genossen im friedlichen Gespräch über die Tagesereignisse, welche erst später hierher drangen, ihren Abendtrunk. Draußen brauste der Wind durch die hochstämmigen, uralten Eichen, und dicke Regentropfen schlugen gegen die kleinen runden Fensterscheiben. Die Wirthin eilte geschäftig und zu und trug ein frugales Nachtmahl auf für einen Wanderer, der kurz zuvor mit einem wohlbesackten Felleisen auf dem Rücken, einem mächtigen Knotenstock in der Hand, und mit dem traulichen, ächt christlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ eingetreten war. Ein allseitiges: „in Ewigkeit!“ antwortete ihm, und seiner bescheidenen Bitte um „Zimß und Nachtlager“ wurde um so lieber entsprochen, als es ein schmucker schlanker Bursche mit freundlicher Miene und freiem Auge war, dessen Anzug den braven, ehrbaren Handwerksgefallen verrieth. Während des Essens fragte man über das „Woher und Wohin“ und der Fremde erzählte, daß er Frieder heiße, an der österreichischen Grenze zu Hause und seines Zeichens ein Wagner sei. Er wolle zur weitem Ausbildung im Geschäft Frankfurt, Mainz und Köln

befuchen, dann aber heimkehren, um die seit dem frühen Tode seiner Eltern feiernde Wagnerei in seinem Geburtsorte wieder aufzunehmen. Dabei brachte er den Gästen manche Neuigkeit mit und rasch verstrich die Zeit in geselliger Unterhaltung. Keiner schied, ohne dem Wanderer „eine glückliche Reise“ zu wünschen, und dieser traf gleichfalls Anstalten zur Ruhe. Da ertönten auf einmal schwere Tritte in der Hausthur, derbe Flüche aus rauher Kehle drangen in die Schenke und eine tappende Hand suchte das Thürschloß zu finden.

„Glück auf! Herbergsvater, ich bleibe heute hier. Das ist doch ein Hundewetter und bis man erst diese Knallhütte findet! Eine Maß Bier, Frau Mutter, meine Gurgel ist trockener, als ein verdorrter Schlauch.“

Bei diesen Worten, welche mehr geschrien und befohlen, denn gesprochen wurden, warf der Angekommene, ein junger, untersehter Mann in weißer Turnerjacke, ein leichtes Bündel, welches mit drei Riemen geschnürt an seiner Seite hing, auf die Ofenbank und stülpte seinen triefenden Federhut, den zwei Hahnenfedern schmückten, darauf. Prählertisch strich er sodann das Naß aus dem Barte, der nicht allein Gesicht, sondern auch die Hälfte der Brust deckte, und musierte frech die Kneipe, wobei sein Blick forschend auf Frieder haften blieb.

„Woher des Weges, Kamerad?“

„Von Würzburg; kennst Du mich denn nicht, Sepp?“

„Her Gott! Du bist's, Frieder? Hab' ich doch meinen Augen kaum getraut. Kommen wir hier wieder zusammen?“ rief der Ankömmling hoch erfreut, und ein herzlicher Kuß und Handschlag war ihre Begrüßung. „Jetzt laßt uns plaudern,“ fuhr er sich sehend fort; „wie geht's denn zu Haus? ist Alles wohl? was giebt's Neues? He, Herbergsvater, jetzt füllt die Gläser, meinem Landsmanne und alten Schulkameraden zu Ehren!“

Diese Ausrufe eines unerwarteten Wiedersehens folgten rasch einander und wurden bald von dem Wagner mit mancher Neuigkeit aus der lieben Heimath belohnt, die sein letzter Brief enthalten hatte. Man wußte sich sodann viel von dem Wanderleben zu erzählen, und während munter die Gläser auf der Heimath Wohl klangen, konnte Frieder sein Staunen über den Auszug seines Jugendgenossen nicht mehr unterdrücken.

„Du hast Dich ganz verändert, Sepp; beinahe hätte ich Dich in diesem Barte und solchem Anzuge nicht mehr erkannt. Bei Gott! Du siehst eher dem leibhaftigen Heiter als einem Schnelbergesellen gleich.“

„Das grade nicht,“ entgegnete dieser lachend; „aber Turner bin ich und das ein tüchtiger und Mitglied des Arbeitervereins. Verstehst Du? Für Beide will ich Dich schon an die rechten Leute empfehlen, wenn Du nach Frankfurt gehst, und Du sollst eine brüderliche Aufnahme finden.“

„Was sollen mir die?“

„Weißt Du, Bruder, jetzt ist unsere Zeit gekommen; jetzt müssen wir seßstehen und treu zusammenhalten in Vereinen, dann können wir den Meistern trohen, dann kommt der Geselle und seine Arbeit wieder zu Ehren.“

„Tüchtige Arbeit ist sonach nicht der Zweck des Vereines und der Name ein verkehrter,“ warf Frieder ein.

„Du bist noch weit zurück, laß Dir's erklären,“ belehrte sah-

*) Seine sehr empfehlenswerthen, in katholischem Geiste geschriebenen Novellen, welche in drei Bänden den Titel: „Lust und Leid“ führen, sind in der Schlosser'schen Buchhandlung zu Augsburg bereits in 2. Auflage erschienen. Sie eignen sich namentlich für Volksbibliotheken, Gesellenvereine u. s. w. Bdt.

kundgevoll der neue Apostel. „Turnen und Arbeiten war“ das geringste bei all' diesen Angelegenheiten; aber Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das sind die mächtigen Triebfedern unserer Zeit, das sind die Grundsteine unserer Vereine, auf denen wir kräftig weiter bauen. Der Mensch muß erst Mensch werden, frei und unabhängig sein, Dummheit, Zwang und Aberglauben müssen weichen, um den neuen Lichte der Aufklärung Platz zu machen. Weißt Du,“ fuhr der Sprecher flüsternd und mit wichtiger Miene fort, „ich bin mehr als ich aussehe; ich gehe als Abgeordneter und geheimer Agent in die größten Städte Baierns, um für unsern Bund und seinen großen Zweck zu wirken.“

„Du sprichst von außerordentlichen Dingen, die ich nicht begreife und wahrscheinlich Du selbst nicht,“ bemerkte kopfschüttelnd Frieder. „Hat denn vielleicht jetzt noch das ehrbare Handwerk einen goldenen Boden? Die Meister klammern sich nicht um den Gessellen, haben keine Arbeit, fallen durch Schulden den Juden in die Hände und verderben. Die Gesellen turnen, urtheilen über Gott und die Religion, schmieden große Pläne und gründen Arbeitervereine, um für möglichst wenig oder gar keine Arbeit viel Lohn zu bekommen. Nein, da halt' ich's schon mit der guten, alten Zeit.“

„Ach was,“ entgegnete Sepp, „komme nur nach Frankfurt, die werden Dich schon aufklären über die Gegenwart und ihren Fortschritt, und das Ammenmärchen von der guten alten Zeit aus deinem Gehirne bannen; die werden Dich erst denken lehren. Geh' nur!“ —

„Nein,“ fiel hier Frieder entschieden ein, „Deine Freunde besuche ich nicht und werde diese Hebräerstadt, wo die Herren Juden ein Adel bilden und vom Schweiße der Christen zehren, möglichst meiden.“

„Ach, die sind so fürchterlich nicht, bei uns zahlen sie schon wader aus,“ bemerkte der Schneider gereizt.

„Nur für ihre Zwecke, nicht für Euch.“

„Verschlaf's morgen nicht, Gesellen,“ sagt jetzt freundlich die Wirthin, „in der Frühe marschirt sich's am Besten; ich suche die Ruhe, mein Mann aber bleibt noch in der Schenke.“

Bevor die Frau das Zimmer verließ, griff sie in ein neues Weihwasserfäßchen, welches an der Thüre angebracht war, besprengte zuerst die Fremden mit dem geweihten Wasser, dann sich selbst, machte andächtig das Zeichen des Kreuzes und schied mit dem freundlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „In Ewigkeit!“ schloß Frieder; während die Wirthin hinaustrat, fuhr er jedoch rasch, wie von einer Viper gestochen, in die Höhe und blickte mit zornglühendem Gesichte auf seinen Schulgenossen, als hörte er ein lautes, schallendes Gelächter aufschlug und mit halb erstickter Stimme schrie: „Welch ein Unsinn, und das in unserem Jahrhundert!“ „Was? Unsinn?“ fragte gefasster der junge Wagner. „Warum Unsinn? Bist Du denn nicht einmal mehr Christ? Sind Deine alten Eltern keine guten Katholiken gewesen? Erinnerst Du Dich nicht mehr der wohlgemeinten Lehren unseres Pfarrers und Lehrers? Dich begreife ich nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Köln. (In Betreff des Werthes der Aussprüche von Volksversammlungen) erzählt die „R. Z.“ folgende pikante Anekdote aus dem Jahre 1848. Wir erinnern uns, daß wir im Jahre 1848 einem Freunde begegneten, der, wie wir wußten, in politischen Dingen ungefähr so dachte, wie wir. Er war Tags zuvor, wie er uns erzählte, in einer Volksversammlung gewesen, in welcher über die Frage: Monarchie oder Republik? abgestimmt worden, und die Versammlung hatte sich einstimmig für die Republik entschieden. „Wie? Einstimmig? Und Sie waren doch zugegen?“ riefen wir vorwurfsvoll. „Ach Sie, der Sie doch gut monarchisch gesinnt sind und die Republik in Deutschland für einen argen Schwindel halten, auch Sie haben —“ „Was wollen Sie, lieber Freund! Sollte ich mich auslachen lassen? Ich begab mich natürlich Anfangs auf diejenige Seite des Saales, welche den Monarchisten angewiesen war; aber wir waren nur ein kleiner Haufe, die Mehrzahl ging nach der republikanischen Seite. Da begannen die, welche in der Mitte standen, sich dem großen Haufen anzuschließen. Auch die Unserigen schmolzen unter Gelächter immer mehr zusammen, zuletzt blieben nur ich und zwei oder drei Andere als Monarchisten übrig und wurden dermaßen verhöhnt, daß wir uns ebenfalls unter die Masse flüchteten. Volksversammlungen sind nur eine Komödie! Wer am lautesten schreit, wer am meisten fordert und verspricht, der trägt den Sieg davon.“

Paderborn. Das „Westph. R.-Bl.“ schreibt: „Die barmh. Schwestern, die so treu den verwundeten Kriegern zur Seite standen und so liebevoll sie pflegten, haben zwar nicht im Kugelregen gestanden, sind aber doch nicht ohne Blessuren davongekommen; es kann ja auch im Kriege nicht anders sein. Aus Glönsburg, 21. Juni, schreibt man desfalls dem „Hamb. Kirchenbl.“: Eine protest. Diaconissin wurde schon vor mehreren Wochen in Paderborn vom Typhus ergriffen und ist in ihrem Verufe gestorben. In derselben Stadt hat eine Krankenschwester vom heil. Franciscus aus St. Mauriz an der nämlichen Krankheit wochenlang darnieder gelegen, ist aber jetzt, so viel ich erfahren, schon wieder thätig in ihrem Verufe; der Herr wollte sie noch länger gebrauchen in der Pflege unserer Soldaten. Zwei andere Schwestern des nämlichen Ordens wurden hier in Glönsburg in Folge übermäßiger Anstrengungen und Nachtwachen längere Zeit dem Krankendienste entzogen und bedurften selbst der Pflege; aber auch diese sind durch Gottes Hilfe ihrem Verufe zurückgegeben. Auf hiesigem Bahnhofe fand ich vor 14 Tagen zwei leidende Schwestern, von welchen die eine ihren Arm in der Binde trug; sie kamen mir vor wie verwundete Krieger und sollten als invalide in's Mutterhaus nach St. Mauriz zurückgeschickt werden. Auch einige Schwestern aus dem Clemens-Hospitale zu Münster sind von den Kriegsstrapazen in den Lazarethen hart mitgenommen; drei derselben mußten, weil längere Zeit dienstunfähig, aus den hiesigen Lazarethen in die Heimath entlassen werden, und eine dieser Entlassenen, die eben noch transportabel war, wurde in Münster erst recht vom Typhus ergriffen. Eine vierte Schwester dieses Ordens mußte in Glöns-

burg zurückbleiben und ging, wie es schien, dem halbtägigen Tode entgegen, denn eine heftige Nervenkrankheit hatte ihr Leben in die höchste Gefahr gebracht, so daß kaum ein Funken von Hoffnung auf ihre Genesung übrig blieb. Aber durch Gottes außerordentliche Hilfe und durch die unermüdete Sorgfalt eines preussischen Stabsarztes ist es jetzt gelungen, die schwer erkrankte Schwester auf den Weg der Genesung zu bringen. Dieser brave Arzt, obgleich selbst krank, hat seine Patientin mit ungewöhnlicher Aufopferung behandelt, und auch jetzt ruht er noch nicht. Weil er nämlich für die Folgen der überstandenen Krankheit fürchtet, hat er, um diesen Folgen vorzubeugen, Sorge getragen, die Kranke in ein gesundes, lustiges Haus hinüberzuschaffen; der Arzt selbst ist in der Stadt herumgegangen, hat mehrere Häuser besichtigt und endlich eins gefunden, welches wegen seiner Lage ganz geeignet schien für die genesende Schwester. Vorgestern brachte der freundliche Herr selbst das Quartierbillet für das genannte Haus. Die Schwestern hätten freilich die kranke Mit Schwester lieber im Lazareth bei sich behalten, aber dem freundlichen Drängen des Arztes durften sie nicht länger widerstehen. Gestern ist denn die Patientin in ein schönes, oben auf dem Hügel am Thore Flensburg's gelegenes Haus übergesiedelt, mit ihr eine andere Schwester zur Pflege. Hoffentlich wird die gesunde Lust dort oben die Kranke rasch der vollständigen Genesung entgegenführen.

Horsens. In Horsens wurde nach Ankunft des Feldmarschall Wrangel alsbald bekannt, daß Feldmarschall Wrangel im täglichen Leben ein sehr gemüthlicher und herablassender Mann wäre, und als man dann noch in Erfahrung gebracht, daß der Feldmarschall so freigebig gewesen, ein paar Handvoll Silbermünzen in die Kirchenbüchse zu stecken, sowie zahlreiche Ortsarme mit Geld zu beschenken, speculirten auch die Straßenknaben der Stadt auf die Mildbthätigkeit des Grafen, und sah er sich dann auf jeder einzelnen Spaziertour von Straßenknaben begleitet, die ihm zuriefen: „Wrangel gib mir ein Vierchillingstück (die kleinste silberne Scheidemünze in Dänemark)!“ Der Feldmarschall wurde niemals erzürnt ob dieser familiären Anrede, sondern blieb beständig stillstehen und vertheilte mit einigen freundlichen Worten Vierchillinge. Als eines Tages ein wohlgekleideter Knabe ihn anredete, um gleichfalls ein Vierchillingstück zu erbitten, und in demselben Augenblick auch ein barfüßiger Knabe erschien, betrachtete der Feldmarschall die Beiden einen Augenblick, dann aber sagte er zu dem ersten Knaben: „Nein, Du bekommst nichts!“ worauf er dem barfüßigen Knaben freundlichst mehrere Geldstücke einhändigte. „Es ist recht erfreulich,“ bemerkt mein Gewährsmann scherzweise, „daß der Feldmarschall nach Hause berufen

wurde. In Horsens würde er wenigstens binnen kürzester Zeit die Straßenknaben zu — Deutschen gemacht haben.“

Familien-Nachrichten.

Verlobt: Frä. Rosalie Ulber, Hr. Eduard Frommer, Rander u. Gräben; Frä. Olga Hanke, Hr. A. Blasius, Esfemost; Frä. Boß, Hr. v. Kugelgen, Posen.

Gestorben: Fr. Kreisrichter Heine, Grätz; Oberst a. D. Böttcher in Derendorf bei Düsseldorf; Fr. Kreisrichter Wobsl fromm in Charlottenburg; Frä. Johanna Krause, Sagan; pensionirter Bürgermeister Nöldechen, Lauban; Hr. Simon Bloch, Breslau; Frau Brauermeister Gellrich, Langwallerdorf.

Heute Mittag um 1 Uhr verschied sanft, mehrmals gestärkt mit den heil. Sterbesakramenten, meine innig geliebte Frau

Agnes Herden, geb. Elsner

in dem Alter von 25¾ Jahren an der Lungen- und Nierenschwindsucht. Tief betrübt über diesen mir und meinen unermöglichten zwei Knaben unersehbaren Verlust widme ich diese Anzeige allen lieben Verwandten und Bekannten, und bitte um ihr stilles Beileid.

Glumpinlau, den 7. Juli 1864.

Clemens Herden,
Schullehrer.

Für diejenigen Eltern gebildeten Standes, welche beabsichtigen ihre jungen Töchter der reinen, stärkenden Gebirgsluft wegen nach Hirschberg in Pension zu geben, erbietet sich eine Dame aus gutem Hause, dieselben in Kost zu nehmen so wie mit gewissenhafter Sorgfalt für häusliche Ueberwachung und Pflege Sorge zu tragen. Für den Unterricht bietet der Ort eine höhere Töcherschule, gute Gelegenheit zu Musik, zu den modernen Sprachen und Zeichen. Anfragen werden erbeten unter der Chiffer M. G. Hirschberg poste restante.

Johannes Pätzolt, Parapluiefabrikant, Schmiedebrücke Nr. 18,



empfehlte sein gut sortirtes Lager in **Sonnen- und Regenschirmen** zur geneigten Beachtung, und erlaubt sich aufmerksam zu machen, daß alle Reparaturen an Sonnen- und Regenschirmen, so wie Bezüge billig, dauerhaft und schnell ausgeführt werden. Besonders werden durchreisende Herrschaften ganz besonders bedient.

[189]

**W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.**

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 11. Juli 1864.

Getreide-Preise vom 11. Juli.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	101 G.	W. Weizen Schl. 61—66—69 Sg.
convert.v. 50 u. 52 4	96½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	101½ B.	G. Weizen . 60—64—67 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	96½ G.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 43—44—46 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	101½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	94½ B.	Schles. Rentenbr. 4	99½ G.	Gerste . 32—36—38 .
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	101½ B.	Posen. Rentenbr. 4	96½ B.	Hafer . 29—30—32 .
Präm.-Anl. 1855 3½	123½ B.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70½ bz.	Erbsen . 46—52—56 .
Staats-Schuldsch. 3½	90½ G.	Schles.neueLit.A. 4	101½ G.	Oesterr. Banknoten	87 G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.